

Das intime Fenster

Alain Claude Sulzer bricht auf in ein fremdes Land. Er erzählt von seiner Jugend – und der Adoleszenz der modernen Schweiz

PHILIPP THEISOHN

«Nun kann ich gehen; gehen lernen nicht mehr.» Was Walter Benjamin in seiner «Berliner Kindheit um Neunzehnhundert» zu fassen versucht, ist das Entschwinden der Jugend beim Erzählen. Der Lesekasten, den das gealterte Ich vor sich sieht, enthält alle Lettern, aber keine Geschichten. Die Geschichten liegen im Griff der Hand, mit dem das Kind noch aus den Buchstaben die Wörter reihte. Die Buchstaben sind noch da, der Griff ist verschwunden. Es ist ein Grundproblem aller autobiografischen Kindheits- und Adoleszenztexte, dass jenes Lebensalter, das dem Menschen immer das Begehrteste bleibt, sich im Rückblick der Sprache verschliesst.

Die Unschärfe des Übergangs, die stete, triebhafte Verschiebung des Standpunkts auf jener Reise, auf welcher man wird, was man ist: Das ist nicht zu schildern von einer souveränen, das Leben klar ordnenden Stimme. Von Canettis «Die gerettete Zunge» über Bukowskis «Ham on Rye» bis hin zu Urs Widmers «Reise an den Rand des Universums» sind auch die grösseren Leistungen in diesem Genre deswegen vor allem auf der Suche nach Bildern, in denen jene Schwelenerfahrung sich ablagert. Die Jugend wird für einen kurzen Augenblick greifbar in den Dingen.

Historische Physiognomie

Auch Alain Claude Sulzers Sammlung autobiografischer Jugendkapitel verfügt über solch eine Findungsgabe. Das inmitten grosser Versprechungen wie enormer Zwänge sich vollziehende Heranwachsen des Protagonisten im baselstädtischen Riehen Ende der 1950er, Anfang der 1960er Jahre konkretisiert sich in einem Detail der bürgerlichen Innenarchitektur: der Durchreiche, oder, wie man sie in französischsprachigen Haushalten nennt, des Passe. Vor zehn Jahren hatte bereits Linus Volkmanns grandiose «Anke» den erzählerischen Wert des Binnenfensters entdeckt; bei Sulzer indessen verwandelt es sich zur Allegorie einer schleichenden wie unumkehrbaren Grenzüberschreitung.

Natürlich stellt der Passe für das Kind zunächst einmal einen verbotenen wie offenen Tunnel in die Erwachsenenwelt dar. Auf der anderen Seite wartet all das,



Alain Claude Sulzers Blick zurück bestätigt zugleich eine Gegenwartsdiagnose: das Ermatten der Fiktion.

GAETAN BALLY / NZZ

was für die Augen und Ohren der Zöglinge unentdeckt bleiben soll: das abendliche Fernsehprogramm, die Weihnachtsgeschenke, die «Eifersucht der Mutter», die «Untreue des Vaters». Zugleich aber fungiert die Durchreiche auch als ein Portal der Sozialisierung: Genutzt als Kasperletheater, lehrt sie die Kinder die Varianz gesellschaftlicher Rollen, zum Kaufladen umfunktioniert die Beziehungsverhältnisse zwischen denen, die haben, und denen, die wollen.

Es sind solche präzisen Detailbeobachtungen, die diesem Buch seinen be-

sonderen Wert verleihen, das nicht zu viel, aber auch nicht zu wenig von Sulzers intellektuellem Werden, seinen literarischen Gehversuchen und – nicht ohne Selbstkritik – den aus ihnen hervorgegangenen Werken verrät. Unterdessen bleibt stets offenkundig, dass man es hier, bei aller Privatheit und Familiarität, immer auch mit einer kollektiven Jugenderinnerung zu tun hat. Verbürgt wird diese nur zum Teil von den Bruchstücken eines sich einst wie von selbst fügenden kulturellen Panoramas aus SJW-Heften, Willisauer Ringli,

Migros-Wagen, Radio Beromünster, Trudi Gerster, der ersten Pizza, Ford Taunus und elektrischem Rasierapparat.

Ihre historische Physiognomie verdanken Sulzers Texte vielmehr dem sozialen Gefüge, das sie zutage fördern: dem stillen Unglücklichsein der Ehefrauen (und dem damit einhergehenden Stigma der Unverheirateten), der Abwesenheit der Väter, der zentralen Stellung des Automobils, dem sachten Verklingen des Basler Patriziats und seiner Sprache. Es ist eine nationale Adoleszenz, die hier zur Sprache gelangt: die Jugendzeit der

modernen Schweiz, die keinen linearen Roman abgibt, sondern aus vielen Ungleichzeitigkeiten besteht und die – wie das Leben ihres Erzählers – vor allem durch das Wechselspiel zwischen den Sprach- und Kulturtraditionen von West- und Ostschweiz bestimmt wird.

Die andere Variante

Sulzers Blick zurück bestätigt zugleich eine Gegenwartsdiagnose. So wie die Durchreiche den Zauber der hinter ihr liegenden Geheimnisse eingebüsst hat, so steht «Die Jugend ist ein fremdes Land» für das deutlich spürbare, aber auch nicht zu beklagende Ermatten der Fiktion in unseren Tagen. Geschrieben wie gelesen wird zunehmend das Erlebte, nicht das Erdachte. Nicht die Verdrängung, sondern die Vergewisserung des Wirklichen avanciert zur dominanten Funktion der Literatur.

Illusionslos ist diese Schweizer Jugend indessen keineswegs, wird sie doch eingeführt als Schicksalsvariante. Viel fehlt nicht – und die Mutter heiratet in Portugal ihren ersten Verlobten, so dass der Schweiz dieser Erzähler mitsamt seinem kulturellen Gedächtnis verloren gegangen wäre. Umgekehrt entdeckt sich die Schweiz den Lesern bei Sulzer nicht als eine Chronik des Unabänderlichen, sondern als eine von vielen möglichen Welten. Vertauschen, umerzählen liesse sie sich durchaus, man müsste nur – wie das im vergangenen Jahr Dieter Zwicky vorexerziert hat – mit einem anderen Vater beginnen.

So nimmt dieses Buch uns mit auf die Expedition durch ein Land, welches das Bewusstsein seiner Virtualität niemals ganz abschütteln kann. Ob es wirklich eine Geschichte besitzt oder ob es – wie die Spinnuhr, die der junge Alain Claude seinem Bruder entwendet – seinen Besuchern immer nur die Zeit anzeigt, die sie sich selbst gegeben haben: Wer weiss? Keine falsche Melancholie schwingt daher in Sulzers Bildern aus einer seltsam fernen Zeit mit, kein Kitsch, keine *mala-die suisse* verstellt ihm die Sicht. Er hält schlichtweg und in gebotener Kühle dem Anblick seiner Jugend stand. Wer meint, das sei keine grosse Kunst, der soll das erst einmal versuchen.

Alain Claude Sulzer: Die Jugend ist ein fremdes Land. Galiani, Berlin 2017. 224 S., Fr. 28.90.